

Horror vacui

von Frank Hilberg

Wäre man Wissenschaftsautor der ZEIT-Redaktion,¹ fiel die Erklärung nicht schwer. Sie würde wohl ungefähr so lauten: Einst, als die Männer noch ungewaschen und in zotteligen Kostümen herumliefen (für die Frauen waren Kämme und Shampoo leider auch noch nicht erfunden), da versammelte sich die Horde, – „wenn alles getan ist“² – um das höhlige Lagerfeuer, glotzte in die Flammen und Gluten und erzählte sich grunzend die Geschichten und Ereignisse des gewesenen Tages.³ Die grundlegenden Prinzipien aller Kunstausübung waren demnach schon vollausgebildet da: Visualität und Narration. Die Faszination selbstleuchtender Gegenstände (Sonne, Sonnenuntergänge, Feuer, Fernseh Bildschirm, Videoscreen) und die Macht der Erzählung (Grunzen, Dialog, Drama, Prosa, SMS und Tweed). Ohne das geht seitdem gar nichts mehr.

Aber, was war eigentlich die Frage? Ja, die Frage! Die Frage war: Warum kommt gegenwärtig Musik – gemeint ist Musik als Kunstform, nicht die, die zur emotionalen Abfuhr oder Grundversorgung oder Befriedigung sonstiger Bedürfnisse (Sentimentalität, soziale Distinktion, Image-Definition, Bewältigung des Horror vacui oder ähnliches) dient – eigentlich kaum noch ohne visuelle oder narrative Zutaten aus? Oder mit anderen Worten: Warum genügt Musik als Musik nicht mehr?

Nun ist man leider in der Regel kein ZEIT-Wissenschaftsredakteur und muss sich zu diesem Themenfeld etwas einfallen lassen, was über die Neandertal-Verhältnisse hinausgeht und dennoch diese merkwürdigen Phänomene halbwegs plausibel zu erklären vermag.

In der Historie sind die Problemfelder natürlich mehrfach abgesteckt und erkundet worden, doch hat noch jede Erweiterung oder neue Technologie die Karten neu gemischt und die Hierarchie der Sinne neu definiert. Aus heutiger Sicht wirkt der Streit, ob dem Wort oder der Musik Vorrang gebührt – „Prima la musica, poi le parole“ – possierlich, denn der Gewinner stand von Anfang an fest: das Kostüm. Für Bühnenbild, Theatermaschinerie und Lichteffekte wurde das meiste Geld verdonnert, auf ihnen lag das Auge der Auftraggeber, über sie wurde geredet und über die Musik natürlich nicht. Der unablässige Redefluss des Publikums wurde nur unterbrochen, von den Ahhs und Ohhs, wenn der Bühnenzauber so richtig

loslegte. Wenn aber bloß die Musik spielte, bei den Ouvertüren oder den Intermezzi (die es ja auch nur gab, weil umgebaut werden musste: das Auge verlangte nach Abwechslung) – war es an der Zeit, in die Dekolletés zu lornngnettieren oder im eigens gedruckten Libretto zu blättern – denn leider waren die Worte wegen des Gesangs ja nicht zu verstehen, aber die Story, die wollte man schon kennen.

Wahrscheinlich waren es verkniffene, geizige, fundamentalistische Bürgerliche, die das Überwältigungsgedöhns der Adligen ablehnten und die puristische, reine, „absolute“ Musik – Musik um der Musik willen – favorisierten. Womöglich konnten sie sich aber den Tand und Flitter einfach nicht leisten, denn ein paar hundert Jahre später war ja alles wieder da, prächtiger und überwältigender denn je, schließlich brachte Elektrizität den Zauberkasten Bühne zum Glühen wie nie zuvor.

Es wird nicht nötig sein zu wiederholen, dass Wagner bei seinen Gesamtkunstwerken die Musik um die Story herumbaute – die Leitmotive als Erzählfunktion – und das Rezitativ endgültig über die Arie dominieren ließ, dass die unendliche Melodie in erster Linie unendlich war, weil es mehr Text als je zuvor zu transportieren galt und dass sie weniger nach musikalischen Gesichtspunkten gebaut war als nach deklamatorischen. Es waren denn ja auch nicht die merkwürdig blassen und konturlosen Melodien Wagners, die den Weg auf die Straße fanden (also in die Popularkultur), sondern die Fanfaren, Märsche und Walkürenritte.

Es wird auch nicht nötig sein, zu wiederholen, dass auch da, wo keine visuelle Blendmaschiene ihr Werk tat, in den verdunkelten Räumen der Konzertsäle etwa, der geile Drang zum Narrativ durchbrach, in all den Symphonischen Dichtungen, der Programmmusik, den Hamlet-Ouvertüren et cetera. Und selbst die vormals titel- und absichtslose Musik wurde aufgemotzt, zur Schicksals-symphonie, zur Eroica, zur Mondscheinsonate.

Es ist aber vielleicht nicht ganz unnötig, darauf hinzuweisen, dass selbst da der Narrativ wütet, wo eher kalte Rationalität, kühle Abstraktion, das absolute Denken im reinen Klang vermutet wird: in der neuen Musik.

Denn sieht man die Konzertprogramme der vergangenen Jahre durch, liest die Priesstexte, die Programmhefttexte, die Kritiken, dann wird eines unabweislich klar: Jede beteiligte Partei versucht mit jedem Mittel die große Erzählung über das eigene Projekt zu lancieren. Bei Propagandamaterial der Pressestellen würde man auch kaum etwas anderes vermutet haben. Hier handelt es sich um Werbung, und der Werbung ist jedes Mittel recht. Das Kriterium heißt nicht „Angemessenheit“, sondern „Aufmerksamkeitserregung“. Und da sich ja heutigentags

1 Siehe unsere Rezension „Wissen – verwirrt“, MusikTexte 123, 3–5 über Christoph Drössers „Zu schräg für unser Gehirn“, der meinte, durch wissenschaftliche Untersuchungen beweisen zu können, dass die Klänge der neuen Musik sinnlos sind und auf die Steinzeitprägung der Menschen rekurrieren.

2 So ein Werbeslogan der Brauerei „Berliner Kindl“.

3 Dass die Neandertaler über eine differenzierte Sprache verfügt haben müssen – wie auch immer sie beschaffen war oder geklungen haben mag – ist weitestgehend unstrittig.

nicht einmal mehr einfacher Joghurt ohne eine große Geschichte absetzen lässt („Auf den Gletschern des Himalaya blüht nur alle zwanzig Jahre einmal die Schneebloom und nur sie wird an unsere freilaufenden Yaks verfüttert, deren Milch ...“), müssen Festivals, Verlage und sonstige Kulturinstitutionen sinnhubern, was das Zeug hält. Dabei entsteht regelmäßig Prosa von preisverdächtiger Komik, wenn sie nur nicht in so zermürbend großen Quantitäten auf uns Kulturliebhaber niedergehen würde. Das Problem ist auch nicht, dass Komponisten versuchen, ihre Werke mit der Bedeutung anderer aufzuladen – und wir haben ja auch (in dieser Reihenfolge) die Stefan-George-Welle, das Hölderlin-Gewese und das Derrida-Geraune überlebt, ohne bleibenden Schaden zu nehmen – richtig lästig wird es eigentlich erst, seit sich der Eindruck verfestigt, dass die Stücke um eine Erzählung herumkomponiert werden, statt dass, wie bisher, nur die schönsten Fragmente aus der Daumenkinolektüre wichtiger oder entlegener Bildungsgüter auf die Frontispizseite der Partituren geklatscht sind. Wenn es nur gälte, übergestülpte Wichtigtuerei zu ignorieren, dann könnte man sich immer noch ungetrüb an der klingenden Musik erfreuen (so sie denn erfreulich ist).

Nun aber keimt ein schlimmer Verdacht. Nämlich, dass das bloße Hören (und hier ist nicht das Hören auf Texte gemeint) nicht mehr genügt, bei weitem nicht mehr genügt, sondern dass Klang, gestalteter Klang, aufgeladen sein muss, mit Bedeutung, mit Welthaltigkeit, mit Emotionalität oder was auch immer. Und dass das Zurückgeworfensein (um auch einmal feucht-fröhlich zu heideggern) auf die bloße Musik als ganz unerträglich empfunden wird. Siehe Überschrift.

„Narration“ ist übrigens durchaus billig zu haben. Für einen Komponisten heißt das Diktum schlicht: „Gib deinem Stück einen Titel, der neugierig macht und Erwartungen weckt und die Phantasie anregt.“ Da aber eine

Erpressung nie bei der ersten Erfüllung stehenbleibt, ist die Schraube längst eine weitere Umdrehung angezogen. Der Veranstalter fordert: „Schreib uns einen Text (über dein Stück), der uns erklärt, worauf wir achten sollen; warum wir dein Stück hören wollen; worüber sich die Leute in der Pause unterhalten können; was dem Kritiker die Feder schmiert ...“ Der Erfolg wird sein: Du wirst zitiert, deine Phantasien werden weitergesponnen, werden kolportiert, werden weitergetragen, verbreiten sich.

Wer schert sich dann noch um die Musik. Hauptsache, sie ist nicht zu lang oder zu störend (wobei, die kolossale Übertreibung ist natürlich auch wieder Kult, denn was ist das berühmteste Stück von Satie, wer hat das längste Streichquartett der Welt geschrieben?).

Immanuel Kant hatte in seiner „Kritik der Urteilskraft“ das Schöne (was für ein veralteter Ausdruck!) und damit die Musik als Gegenstand charakterisiert, dem man sich mit „interesslosem Wohlgefallen“ nähern möge, ohne gleich eine begriffliche Aneignung zu versuchen. Musik in freischwebender Aufmerksamkeit wirken zu lassen, ohne nach dem Sinn und der Geltung zu fragen.

Aber es scheint, als habe die Erzähl- und Bildermaschine endgültig triumphiert. Es muss nicht Hollywood sein, nein, die Formate mögen so bescheiden sein, wie sie wollen – ob YouTube-Channels, Ruckelbilder, Pixelgraphik oder Nörgelsounds –, sie gewinnen doch. Ohne Bilder geht gar nichts mehr und ohne Story auch nicht. Visualität und Narration – sie sind die Schrittmacher (pace-maker) für Aufmerksamkeit. Keine Bilder = kein Zuspruch = keine Klickzahlen. Keine Geschichte, keine Pointe = müdes Gähnen – nach spätestens dreißig Sekunden. Schlechte Zeiten für eine Kunst, die sich nur auf ihr eigenes Gebiet beschränkt.

Und selbst die Geschichte von der Musik um der Musik willen ist eine Erzählung. Sie beginnt mit den Worten: „Es war einmal ...“

2.FESTIVAL GIACINTO SCELSI

Dichtung & Musik

Lesung über Pythagoras (Jürg Laederach) verbunden mit Cello-Improvisation (Rohan de Saram), Lesung Henri Michaux: ‚Ideogramme in China‘ u.a. (Raphael Clamer), Vortrag mit Dr. Markus Bandur, Notenausstellung von der Fondazione Scelsi – Solistenchor ZeroNove unter Leitung von Lukas Wanner – Ensemble Pranam I unter Leitung von N.N. – Basler Streichquartett – Masterclass mit der legendären Michiko Hirayama

8. Januar
20 Uhr

Predigerkirche beim Totentanz
Lautlos entflammt...
Prendre feu sans cri (G.S.)
Giacinto Scelsi, John Sheppard,
Thomas Tallin...

9. Januar
18|20 Uhr

Hans-Huber-Saal im Stadtcasino
Das Entstehen dieses Gesangs...
La naissance de ce chant (G.S.)
Pythagoras mit Cello-Improvisationen,
Giacinto Scelsi, Benjamin Britten,
Franco Evangelisti...

10. Januar
18|20 Uhr

Hans-Huber-Saal im Stadtcasino
...Vor der Zeit...
Avant le Temps (G.S.)
Henri Michaux, Giacinto Scelsi,
Param Vir...

Infos & Vorverkauf: scelsifestival@gmail.com | Tel.: +41 79 633 12 05 11 | mehr Infos bald auf probuebuehnebasel.ch Änderungen vorbehalten
Markus Bandur, Kornelia Bruggmann, Raphael Clamer, Juliette De Massy, Ensemble Pranam I, Aleksander Gabrys, Michiko Hirayama, Jürg Laederach, Andreas Liebig, Felix Renggli, Rohan de Saram, Hansheinz Schneeberger, Georges-Emmanuel Schneider, Marianne Schroeder, Dominik Stark, Mike Svoboda, Maki Ota, Gundrun Sidonie Otto, Matthias Würsch, Lukas Wanner: ZeroNove, Jürg Wytenbach